Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 24 (1938)
Heft: 16

Artikel: Der vollkommene Mensch im Denken der Antike
Autor: Bieler, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-536879

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

5. Dr. Bernh. Kobler: Der Vornächtige oder Alte Rhein. „Rorschacher Neujahrsblatt", 1935.
6. Obering. Karl Böhi: Der Diepoldsauer Durchstich. „Appenzeller Kalender", 1924.
7. Botschaft des Regierungsrates des Kts. St. Gallen: „Amtsblatt des Kts. St. Gallen", Nr. 37, 1928.
8. Der Rhein und das Hochwasserunglück 1927: „Fortbildungsschüler", Jahrgang 48, Nr. 15.
9. Verschiedene Zeitungsartikel.

Mittelschule

Der vollkommene Mensch im Denken der Antike

Menschliches Leben wird geformt und gewertet, lang ehe der Mensch sich über dieses Formen und Werten in bewusstem Nachdenken Rechenschaft gibt: sein eigenstes Wesen, als das er angelegt ist, drängt in jedem wirklich zu werden, und die Gemeinschaft, in die er gestellt ist, gibt diesem Weg bestimmte Richtung durch die Macht der Sitte, mag auch kein Dichter sie noch verkündet, kein Gesetz sie noch umschrieben haben; und wo ein Ziel ist, wird notwendig auch das Erreichte am Erstrebten gemessen, wenngleich noch nicht in ausdrücklichem Ueberlegen und Abwägen, und nach seinem Verhältnis zu ihm bewertet, in ganz konkreten Formen von Achtung und Missachtung, Lob und Tadel. Dem allen liegt letzten Endes ein Bild menschlicher Vollkommenheit zu Grunde, so unscharf seine Linien vorerst sein mögen; den Einzelnen treibt die eigene Natur, „zu werden, was er ist", die Gemeinschaft muss aus ihrem Wesen, ihren Aufgaben und Zielen bestimmte Forderungen an ihre Glieder stellen, Forderungen, die der Einzelne annehmen oder ablehnen, aber auch durch seine Arbeit in und an der Gemeinschaft aus- oder umgestalten kann. Was noch den herrischesten Staat wie den unbotmässigsten Rebellen im tiefsten Grunde beseelt, ist ein Bild des vollkommenen Menschen, das er vor Augen hat.

So standen auch dem Griechen, schon zu einer Zeit, die noch nicht aus Schriftdenkmälern zu uns spricht, lebendige Bilder der Vollkommenheit vor der Seele: das gelebte Vorbild der Väter, das unmittelbar zu dem jungen Geschlechte sprach, und mehr noch das der göttlichen und heroischen Ahnen, von denen die Sage erzählte, verpflichtet zur Nachfolge, und die eigene Art, die Leben von ihrem Leben ist, drängt mächtig selbst dahin. Soll schon das Wesen dieser Nachfolge in Worte gefasst werden, so sind es knappe Gebote, wie sie die ältesten Gesetze der Griechen und Römer in gleicher Weise kennen, wie sie in den Lehren des Chiron, in den Sprüchen der Sieben Weisen (die oft als Gesetzgeber begegnen), in den pythagoreischen Symbolen zu uns sprechen. Sein volles Leben gewinnt solcher Anspruch freilich erst, wenn ihn der Dichter erhebt, indem er dieses Vorbild in unvergänglichen Gestalten vor uns stellt: damit ist Homer der Erzieher der Griechen geworden (Achilleus ist das Urbild des Vollkommenen noch für einen späten Aristoteleserklärer), durch ihn erst die andern alten Dichter, auch wo sie nur Lehre geben wie Tyrtaios, Theognis, Solon; erst Pindar vermag am Ende einer grossen Zeit auf einsamer Höhe Vorbild und Lehre sich einzigartig durchdringen zu lassen, und neben ihm steht Aischylos, der seinen Bürgern „Bissen vom Mahle Homers" bietet und das Erbe einer reichen Vergangenheit für eine neue Welt bewahrt und fruchtbar macht: noch einmal darf sich nächstes Leben in jenen ewig jungen Gestalten fernster Frühzeit spiegeln,

mögen sie gleich, zumal unter den Händen des Euripides, bisweilen Gewalt leiden.

Doch nicht von jenen gelebten und gedichteten Vorbildern soll hier die Rede sein, sondern von den Versuchen der Alten (und das heisst in diesem Sinne fast einzig der Griechen), sich das W e s e n der Vollkommenheit bewusst zu machen. Um diese Versuche richtig zu werten, war es aber unerlässlich, wenigstens kurz anzudeuten, wie stark jene Vorbilder waren, wie allgemein, dank Homer, ihre Geltung, wie lang ihr Leben: der Zeitgenosse des Platon und Aristoteles sieht immer noch die alten Helden auf der tragischen Bühne, wenn auch das Feuer der tragischen Dichtung längst erloschen war, und Homer herrscht in der Schule bis zum Ausgang des Altertums.

Drei bedeutsame Tatsachen seien vorweg festgehalten. Zum ersten: das Denken des Alterums beginnt damit, die Vollkommenheit rein natürlich, nicht religiös zu begründen (die Verehrung der Götter in den herkömmlichen Formen ist ein wesentlicher Zug dieser Vollkommenheit, aber doch nur ein Zug neben andern, nicht ihre Wurzel) und endet damit, ihr Ziel in der mystischen Vereinigung mit einem göttlichen Urprinzip zu sehen. Zum andern: es strebt aus bestimmten zeit-, ort- und artgebundenen Wertungen zu allgemeiner Geltung, ohne doch, wenigstens auf seiner klassischen Höhe, diesen Ausgangspunkt ganz zu überwinden: wie sich der alte Erzieher Homer, trotz Platons Verdammungsurteil, in der Schule behauptete, wie die Tragödie, lang über ihre Stunden hinaus, neben der Philosophie geht, so fliesst auch manches Urteil (und Vorurteil) der bürgerlichen Gemeinschaft, in der der Grieche lebt, und die, selbst in ihren demokratischesten Formen, viel Erbgut der adeligen Vorzeit in sich schliesst, noch in das philosophische Denken ein, besonders dort, wo die Lehre in anschaulichen Bildern lebendig werden will (auch Platon und Aristoteles setzen letzten Endes den Menschen mit dem Griechen, genauer gesagt, mit dem freien griechischen Bürger gleich). Zum dritten: die überlieferte Ansicht vom Wesen der Vollkommenheit gründet durchaus im Werten einer Gemeinschaft (Stand, Staat, Stamm), das älteste Nachdenken darüber ist von der Auflehnung des Individuums gegen solche Bindung der Sitte eingegeben, die Philosophie in ihrer Blütezeit überwindet den Gegensatz in der Erkenntnis, dass beide ein und dasselbe Prinzip haben, nämlich die Gerechtigkeit, der Einzelne sich nur in der Gemeinschaft wahrhaft erfüllt, der Gemeinschaft aber keine höhere Aufgabe gestellt ist, als jedes ihrer Glieder zu der ihm möglichen Selbsterfüllung zu führen; freilich zeigt gerade die klassische Formel des Aristoteles, wie zeitbedingt auch diese Lösung war: der Mensch ist ihm nicht einfach ein *ζῷον κοινωνικόν*, ein auf Gemeinschaft *(κοινωνία)* mit anderen Menschen angelegtes Wesen, sondern ein *ζῷον πολιτικόν*, bestimmt zum Leben in der *πόλις*, dem griechischen Stadtstaat, der, wie gerade Aristoteles bestätigt („in einer grösseren als der städtischen Gemeinschaft lebendige Ordnung zu wahren, ist ein göttliches Wunder"), für das griechische Denken die klassische Staatsform blieb, während die griechische Geschichte über ihn hinwegschritt.

I.

Menschliche Vollkommenheit, wie sie frühere Geschlechter verstanden, war eine nach Ort und Zeit, Stamm und Staat wechselnde Forderung: das Kydos des homerischen Helden ist nicht die Arete des spartanischen Kriegers noch die Themis des hesiodischen Bauern oder die Dike des solonischen Bürgers; gemein haben sie indes alle, dass ihre Vollkommenheit darin besteht,sich in Rat und Tat dem gegenüber zu bewähren, was um sie ist, und dass sie in dem Lebenskreis beschlossen bleibt, in dem sie stehen: der Achilleus der Ilias verteidigt das Recht seines Standes gegen den Uebergriff eines Einzel-

nen, Tyrtaios ruft die spartanischen Eroberer zur Behauptung gegen die Erhebung der unterworfenen Urbewohner auf, Hesiod kämpft für die Lebensgrundlagen bäuerlicher Nachbarschaft, Solon will einen tragfähigen Boden bürgerlicher Eintracht gewinnen. Und doch ist in allen diesen Bildern des Vollkommenen jeweils eine beherrschende Eigenschaft zu erkennen, die später als „Tugend" begrifflich gefasst werden sollte; wenn man so will: Tyrtaios lehrt die *ἀνδρεία*, Hesiod die *σωφροσύνη*, Solon die *δικαιοσύνη*, die jene beiden in sich begreift, über allem aber steht, als unverlierbares Erbe, das homerische *ἀριστεύειν*, der Eifer, es den andern zuvorzutun, die „gute" wie die „böse" Eris, als spornender und zugleich schmerzender Stachel. Nur die vornehmste der platonischen Tugenden fehlt noch, die *φρόνησις* oder *σοφία*; sie ist die Tätigkeit der höchsten Seelenkraft, des *νοῦς*; der aber musste erst zu sich selbst erwachen.

Wohl gab es längst am Rande der griechischen Welt, im Osten wie im Westen, Männer, denen die Erkundung *(ἱστορίη)* Ziel und Aufgabe des Lebens war: ferne Länder, die graue Vorzeit, Himmel, Erde und Meer, das Leben in Pflanze, Tier und Mensch: woher alles seinen Ursprung habe, nach welchen Gesetzen es lebe, was sein innerstes Wesen sei. Von ihrem Leben können wir wenig sagen, denn in dem, was über sie berichtet wird, durchdringen sich zwei gegensätzliche Lebensformen, die erst das vierte Jahrhundert bewusst gestaltet und in die Frühzeit griechischen Denkens zurückgespiegelt hat. Und doch bringt schon der so ganz andere Inhalt ihres Lebens ein grundlegend Neues mit sich: er ist Erkennen, nicht Handeln! Noch immer bleibt es ein Sich-Bewähren nach aussen, aber im Kosmos, nicht in der Menschengemeinschaft, der ihr Werk, wenn überhaupt, nur mittelbar dient. Auch dieses Ziel weckt Kräfte, die den Menschen entscheidend formen; doch diese Männer sind sich ihrer so wenig bewusst wie die vielen, die ein Heraklit so tief verachtet: auch der Mensch ist ihrem Forschen ein Stück (äusserer) Natur. Die bürgerliche Gemeinschaft lebt ihr Leben, ohne um seinen Sinn zu wissen, der einsame Weise fragt alles, was ist, nach seinen Gründen, nur eben dieses Leben nicht.

Endlich entdeckt der Mensch sich selbst, erlebt sich in seiner Beziehung zur äusseren Welt, zur Natur wie zur menschlichen Satzung. Und wie er sich dessen bewusst wird, was er an sich ist, will er auch bewusst das werden, was er an grossen Möglichkeiten in sich sieht, stellt ein Wunschbild des Menschen vor sich hin; und nicht nur vor sich, auch vor die andern, die vielen, die aus eigener Kraft jenes Bild nicht erschaffen, den Weg zu ihm nicht finden können: auch ihnen lässt es sich bewusst machen, auch sie können ihrer selbst inne werden. Der Sieger Pindars h a t Arete, der Sophist l e h r t sie. Selbstbehauptung ist auch hier das Ziel, heisser denn je ersehnt, da es das Köstlichste, die eben entdeckte, immer einmalige Welt des Persönlichsten zu verteidigen gilt, gegen die Natur, die man durch Erkenntnis, gegen die Gemeinschaft, die man durch die Macht der Rede beherrschen will. Und dieses Ziel steht im hellen Lichte des Bewusstseins: die angeborene persönliche Eigenart ist sich selbst Gesetz, will nichts als eben sich selber, ist die Norm wie des Erkennens so des sittlichen Handelns. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" — so Nietzsche, der in der Sophistik Geist von seinem Geist erkannte. Die Art sich zu behaupten kann sehr verschieden sein: der Alleswisser und Alleskönner Hippias tritt im selbstverfertigten Festkleid vor die Versammlung und erbietet sich, über jeden gewünschten Gegenstand unvorbereitet zu sprechen, Thrasymachos oder der Kallikles des „Gorgias" sieht im Rechte nur den Vorteil des Stärkeren — jeder ist sich selbst genug, der Mensch ist das Mass der Dinge.

Und doch erliegt solches Streben einer furchtbaren Täuschung, dem Verkennen der

Gesetzlichkeit und Bedingtheit des eigenen individuellen Wesens; ohne aber sich selbst zu erkennen, zu erkennen in diesem wesentlichen Sinn, heisst sich selbst erfüllen, nur sich an sich selbst verlieren. Nicht die Wirklichkeit übermächtigen, was immer Einbildung, nicht das Gesetz vergewaltigen, was immer Unrecht bleibt, sondern erkennen und anerkennen, wie der Mensch zu Welt und Menschen steht, ist das wahre Ziel. Aufs neue gilt es, geduldig und unbestechlich zu fragen, nun aber nicht nach dem Wesen der Dinge um uns, sondern nach dem menschlichen Leben, nach dem Gesetz der menschlichen Person und nach dem Wesen ihrer sittlichen Akte. Was Generationen gelebt, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, wird nicht leichtfertig verworfen noch bedenkenlos übernommen, es soll sich seines wahren Wesens bewusst werden und aus diesem Wissen die Kraft gewinnen, jenes Wesen zu verwirklichen. „Wissen ist Macht", gilt für den Sophisten, „Tugend ist Wissen", lehrt Sokrates. Wissen will Sokrates, was Tapferkeit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit ist, denn aus der rechten Einsicht, wenn sie nur ganz von der Seele Besitz greift, müsse, meint er, das rechte Handeln notwendig hervorgehen. Nur wer aus voller Einsicht handelt, hat Tugend, nur er ist vollkommen; danach zu streben hat Sokrates seine Freunde gelehrt, durch sein eigenes Leben und Sterben ist er selbst für alle Folgezeit das verpflichtende Vorbild des vollkommenen Weisen geworden, der Held des neuen Mythos, der sich gegen den alten, Homer und Tragödie, zu erheben begann.

Schluss folgt.

Freiburg. *Dr. Ludwig Bieler.*

Bücher

Iso Müller: Geschichte des Abendlandes. Erster Band. Auf Grund der „Geschichte des Mittelalters" von Ignaz Staub. 1938, Verlag Benziger, Einsiedeln. 300 Seiten mit 50 Textbildern. Zirka Fr. 7.—.

Schon längst ersehnte man eine kürzende Umarbeitung des trefflichen „Staub". Was uns Iso Müller vorlegt, ist nicht nur die erhoffte Kürzung mit allen Vorzügen des „Staub", sondern eine Neugestaltung hervorragender Art.

Ueberraschte beim „Staub" die gewaltige, geordnete Fülle des Stoffes, so hier die gediegene Auswahl des Wesentlichen und die wissenschaftliche und doch zeitaufgeschlossene Ueberschau aufs Ganze. Ueberall spürt man und findet man neueste wissenschaftliche Erkenntnisse hineinverarbeitet und die Ausführungen mit chronikalischen Finessen belegt und belebt. Mit wachsender Intensität werden die geopolitischen Gegebenheiten einerseits und die tragenden Geschichtsmächte des Abendlandes anderseits und die zunehmende Differenzierung der abendländischen Völker und Staaten deutlich. Wie mitten in diesem sich entfaltenden abendländischen Föderalismus die Eidgenossenschaft keimt, wird, wächst und fast Grossmacht spielt, ist glänzend hineinverwoben, und es wird sichtbar, wie die Eidgenossenschaft ein Abbild des Abendlandes ist, ein föderalistisches Gebilde christlicher, germanisch-romanischer Artung, das wir in seiner Eigenart und Unabhängigkeit erhalten und beschützen wollen, würdig unserer Väter.

Der ganze Stoff — vom Ende der Antike bis und mit 15. Jahrhundert — ist in geschlossene, klare und farbenreiche Einzelkapitel gefasst, und diese gruppieren sich wieder zu geschlossenen Gesamtbildern der Kaiser, der Kaisergeschlechter, der Völker und der Zeitalter. Und diese sind genau in das genetische Aufeinander und Ineinander der Geschichte gefügt.

Sehr zu begrüssen sind die Illustrationen, da Bilder immer anregen, besonders wenn sie durch eigene Texte erklärt werden, wie hier. Die 15 Ganzbilder und 35 Streubilder sind mit grosser Sorgfalt ausgewählt, entweder zeitgenössische Darstellungen oder dann wenigstens Photographien von Werken und Ruinen jener Zeit. Geschichtskärtchen finden sich im Buch nicht, da es jeweils auf die entsprechende Seite des Putzger-Pestalozzi-Geschichtsatlasses verweist. (Leider hat sich die neueste Auflage dieses Atlas, 1938, besorgt von Müller-Wolfer, stark geändert, die Karten zur Schweizergeschichte wurden weggelassen!) Auch der schweizerische „Bilderatlas zur Kulturgeschichte", 2. Teil, 1938, lässt sich daneben gut gebrauchen, da die Bilder der beiden Bücher nirgens kollidieren.

Die Randtexte des „Staub" sind weggeblieben, was im Interesse der Schule und des Schülers doch besser ist; denn die methodische Fe i n bearbeitung muss Sache der Schule bleiben, und dem Schüler muss